

Berenice Verhelst/Tine Scheijnen (Hrsgg.): Greek and Latin Poetry of Late Antiquity. Form, Tradition, and Context. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2022. XI, 302 S. £ 75.00/\$ 99.99. ISBN: 978-1-316-51605-8.

Der hier zu besprechende Sammelband geht von der Prämisse aus, dass zwischen der gräzistischen und der latinistischen Forschung zur Literatur (und im Besonderen zur Dichtung) der Spätantike kein echter Dialog stattfindet, jedenfalls kein so intensiver Dialog, wie das in Bezug auf die frühere, (*sit venia verbo*) ‚klassische‘ Literatur der Fall sei. Grund dafür sei nicht zuletzt das Problem, dass wechselseitige Abhängigkeiten zwischen diesen beiden Traditionen in der Spätantike schwerer zu beweisen seien (Klappentext). Gemeinsames Ziel der Beiträge in dem Band ist es, dieses Problem auszuklammern und stattdessen eine komparatistische Perspektive einzunehmen. Die Herausgeberinnen, Berenice Verhelst und Tine Scheijnen, beschreiben dieses Vorgehen in der Einleitung („Walking the Wire: Towards an Inclusive Approach to Latin and Greek Late Antique Poetry“, S. 1–10) als einen „Drahtseilakt“ („walking the wire“, S. 4), weil die beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler den sicheren Grund ihrer jeweiligen latinistischen oder gräzistischen Spezialisierung hätten verlassen müssen.¹ Das Ergebnis sind zwölf Einzelstudien, die jeweils konsequent griechische *und* lateinische Werke in den Blick nehmen; methodische Einflugschneisen sind hierbei der Vergleich, die Betrachtung von kontextuellen Faktoren, die für die Literaturen in beiden Sprachen gleichermaßen relevant sind (etwa die Christianisierung), und die Übertragung und Evaluierung theoretischer Konzepte aus der Forschung zu Werken auf der ‚einen Seite‘ der Sprachgrenze auf Werke von der ‚anderen Seite‘ (S. 8–9). Entstanden ist dabei, soviel sei vorweggenommen, ein lesenswertes Buch, das eine erfrischend ‚experimentelle‘ Luft atmet und zum Weiterdenken anregt.

Ich gebe im Folgenden einen Überblick über die Struktur des Bandes, wobei ich einige ausgewählte Beiträge ausführlicher bespreche. Der Grad der Ausführlichkeit stellt selbstverständlich in keinem Fall eine Wertung dar.

1 Für die Tätigkeit des Rezensenten, dessen Interessenschwerpunkte bisher eher auf der lateinischen Literatur lagen, passt diese Metapher ebenfalls gut.

Part 1: A ‚Late‘ Perspective on the Literary Tradition

Die vier in diesem Teil versammelten Kapitel beschäftigen sich mit dem Umgang der spätantiken Dichter mit ihren ‚klassischen‘ Vorgängern und Vorbildern. Dabei steht der komparatistischen Ausrichtung des Bandes gemäß ausdrücklich nicht die üblicherweise vorherrschende Frage nach ‚Einfluss‘ und Intertextualität im Vordergrund, sondern der Umgang der Dichter mit der Tradition wird um seiner selbst willen betrachtet. Etwas überraschend ist es daher, dass den Anfang eine Untersuchung eher traditionellen Zuschnitts macht; Katerina Carvounis und Sophia Papaioannou: (1.) „Rivalling Song Contests and Alternative Typhonomachies in Ovid and Nonnus. Revisiting the Issue of Latin Influence on Greek Poetry in Late Antiquity“ (S. 13–30). Nach aufschlussreichen, einleitenden Ausführungen zu der Problematik des wechselseitigen Einflusses von griechischer und lateinischer Dichtung in der Spätantike (S. 13–15) konzentrieren sich die Verfasserinnen in ihrer Studie zunächst auf zwei inhaltlich verwandte und strukturell nicht unähnliche *certamen*-Partien in den *Metamorphosen* Ovids und den *Dionysiaca* des Nonnos, den Wettstreit zwischen den Töchtern des Pierus und Kalliope (Ov. met. 5,294–678) und den Wettstreit zwischen Erechtheus und Oeagrus in den *Dionysiaca* des Nonnos (Nonn. Dion. 19); es folgt ein Vergleich zwischen der Typhonomachie-Darstellung im ovidischen *certamen* und im ersten und zweiten Buch der *Dionysiaca*.²

Dem in der Einleitung formulierten methodischen Zugriff entspricht stärker das folgende Kapitel, Silvio Bär: (2.) „Greek and Roman Epigrammatists in the Later Imperial Period. Ausonius and Palladas in Dialogue with the Classical Past“ (S. 31–50). Bär untersucht in diesem Kapitel, wie in ausgewählten (lateinischen) Epigrammen des Ausonius und (griechischen) des Palladas die literarische Vergangenheit verhandelt wird; inwiefern die beiden Epigrammatiker sprachlich, inhaltlich oder motivisch von älteren Autoren (oder auch voneinander³) beeinflusst waren, wird konsequenterweise eher

2 Die Argumentation der Verfasserinnen ist ungemein dicht und setzt inhaltlich viel voraus; der Text hätte von Hilfestellungen zum Verständnis wie beispielsweise einer Visualisierung mit schematischen Darstellungen erheblich profitieren können. Der Rezensent gibt freimütig zu, ihn trotz mehrmaliger Lektüre nicht bis ins Letzte verstanden zu haben.

3 Dass Ausonius an einigen wenigen Stellen von Palladas beeinflusst gewesen sein könnte, wird diskutiert (zum Beispiel bei N. M. Kay [Hrsg.]: *Ausonius: Epigrams. Text with Introduction and Commentary*. London 2001, S. 13–19); dies ist aber, zumal über die Sprachgrenze hinweg, schwer zu beweisen und hängt auch sehr stark

ausgeklammert. Das Untersuchungscorpus für Ausonius bilden fünf Epigramme, in denen ältere Autoren und Autoritäten, römische wie griechische, namentlich erwähnt werden. Bär arbeitet heraus, dass Ausonius in diesen Epigrammen immer wieder mit der Autorität (angeblicher oder tatsächlicher) Aussagen dieser Personen spielt, diese aber auch durch freie Erfindungen oder Fehlzuschreibungen („fake sources“, S. 32) unterminiert (S. 33–41). Anders verhalte sich dies bei Palladas, der sich zwar sehr viel häufiger explizit auf ältere Autoritäten beziehe, jedoch nur auf griechische. Bär konzentriert sich in diesem Teil der Studie auf die Auseinandersetzung des Epigrammatikers mit Homer, die entweder über namentliche Bezugnahmen oder subtiler durch Erwähnung von Figuren und Szenen der oder Zitate aus den homerischen Epen funktioniere. Diese Auseinandersetzung, so Bär, diene Palladas dazu, eine Dichter-*persona* zu konstruieren, deren zentrale Charakteristika die (langweilige und wenig auskömmliche) Tätigkeit als *grammaticus* und eine teils verstörende Frauenfeindlichkeit seien (S. 41–48).

Im dritten Kapitel geht Calum Maciver vergleichend auf die Funktionen von Allusionen und intertextuellen Anspielungen in der spätantiken Epik ein: (3.) „Allusion and Referentiality in Late Antique Epic“ (S. 51–68). Maciver versucht in seinem Betrag, ein theoretisches Modell aus der jüngeren Forschung zur lateinischen Dichtung der Spätantike auf die „griechische Seite“ (S. 52) zu übertragen: die Differenzierung zwischen referentiellen und nicht-referentiellen (intertextuellen) Anspielungen. Es geht hierbei um eine Unterscheidung zwischen solchen Anspielungen, bei denen der Ursprungskontext einer zitierten Äußerung Implikationen für den neuen Kontext des Zitats hat, und solchen, bei denen es sich um ein rein formales Phänomen handelt, das die Belesenheit des Autors (und implizit wohl auch diejenige der intendierten Leserschaft) verrät, auf den Aussagegehalt des Werkes an sich jedoch keine weiteren Auswirkungen hat.⁴ Er untersucht dazu zunächst An-

davon ab, wie weit man den griechischen Epigrammatiker innerhalb des vierten Jahrhunderts heraufdatieren möchte. Bär handelt die für seine Untersuchung letztlich kaum relevante Frage mit berechtigter Vorsicht (und Skepsis) ab (S. 32 mit Anm. 9).

- 4 Maciver schließt hier vor allem an einen jüngeren Aufsatz Helen Kaufmanns an, in dem diese Theorie formuliert wurde (H. Kaufmann: Intertextuality in Late Latin Poetry. In: J. Elsner/J. Hernández Lobato [Hrsgg.]: *The Poetics of Late Latin Literature*. New York 2017 [Oxford Studies in Late Antiquity], S. 149–175, bes. S. 159–162; zuvor bereits Dies.: Intertextualität in Dracontius' *Medea* [Romul. 10]. In: MH 63, 2006, S. 104–114); mit Recht weist Maciver (wie Kaufmann dort auch) darauf

spielen auf die *Argonautica* des Apollonios von Rhodos in dem spätantiken Kleinepos des Triphiodor über die Eroberung Trojas (S. 56–62) und dann Anspielungen auf Kallimachos in den *Posthomerica* des Quintus von Smyrna (S. 62–67). Hierbei kommt er zu gegenläufigen Ergebnissen: Während viele Apollonios-Anspielungen bei Triphiodor wie unscheinbare verbale Echos wirkten, hätten sie bei näherer Betrachtung erhebliches inhaltliches Gewicht. Anders verhalte es sich bei Quintus von Smyrna: Hier behandelt Maciver das Binnenproöm von Buch 12, wo sich in Vers 310 eine viel diskutierte und interpretativ stark belastete Kallimachos-Anspielung findet: Σμύρνης ἐν δαπέδοισι περικλυτὰ μῆλα νεμόντι („[Als ich] auf den Feldern bei Smyrna mein berühmtes Vieh weidete [...]“) sei im Hinblick auf Kall. ait. 2,1–2: ποιμένι μῆλα νέμοντι παρ’ ἵχθινον ὄξος ἵππου | Ἡσιόδῳ Μουσέων ἔσμῳς ὅτ’ ἠγνίσαν als metapoetische Selbstverortung des Quintus in der poetischen Tradition (Homer [Smyrna] – Hesiod – Kallimachos) verstanden worden, auch vom Verfasser selbst.⁵ Maciver widerspricht dieser Interpretation, die der insgesamt wenig kallimacheischen Machart des Epos zuwiderlaufe, und sieht hier eher eine allenfalls bedingt referentielle Anspielung, die durch den indirekten Verweis auf Hesiod lediglich das Motiv der Dichterweihe unterstreiche.

Den ersten Teil des Bandes beschließt Aaron Pelttari mit einer vergleichenden Studie über spätantike Paratexte zu griechischer und lateinischer Dichtung: (4.) „Speaking from the Margins. Paratexts in Greek and Latin Poetry“ (S. 69–88). Er untersucht hierbei in einzelnen Abschnitten Titel (S. 70–72), „Section Headings“ (S. 72–80), Zusammenfassungen (S. 80–81), versifizierte Vorworte (S. 81–82) und bildliche Illustrationen (S. 82–88).

hin, dass die Unterscheidung zwischen referentiellen und nicht-referentiellen Anspielungen letztlich eine Frage der Interpretation und entsprechend subjektiv sei (S. 52).

- 5 S. Bär: Quintus Smyrnaeus und die Tradition des epischen Musenanrufs. In: M. Baumbach/S. Bär (Hrsgg.): Quintus Smyrnaeus: Transforming Homer in Second Sophistic Epic. Berlin/New York 2007 (Millennium-Studien 17), S. 29–64, hier S. 40–51; C. A. Maciver: Representative Bees in Quintus Smyrnaeus’ *Posthomerica*. In: CPh 107, 2012, S. 53–69, hier: S. 65–66.

Part 2: Late Antique ‚Genres‘ and ‚Genre‘ in Late Antiquity

Die Kapitel im zweiten Teil haben einen textübergreifenden Untersuchungsgegenstand: das ‚Genre‘ beziehungsweise literarische Gattungen. Den Anfang macht mit einer eher theoretischen Einführung Helen Kaufmann: (5.) „The Implosion of Poetic Genre in Late Antiquity“ (S. 91–114). Den Umgang mit überkommenen poetischen Gattungen in der Spätantike beschreibt Kaufmann mit der Metapher der Implosion: Der Begriff bezeichnet die Verformung eines Körpers durch eine Reduktion des Innendrucks im Verhältnis zum Außendruck, wodurch das Material des Körpers unverändert bleibt, dessen Gestalt jedoch eine relative Veränderung erfährt. In Kaufmanns Metapher bezeichnet das durch die Implosion nicht veränderte Material die Konstituenten einer poetischen literarischen Gattung (Inhalt, Metrum, Beziehung zu vorbildhaften Modellen), die Gestalt des Körpers steht für die Gattung selbst und die Veränderung von Außen- und Innendruck für die außerliterarischen sozialen, politischen und religiösen Veränderungsprozesse, denen die spätantike Dichtung – die lateinische und griechische gleichermaßen – unterworfen gewesen sei (S. 92–94). Insbesondere im Hinblick auf das ‚Material‘ ist zum Verständnis von Kaufmanns Ansatz wichtig, dass sie – in den Worten des Rezensenten – *de verbo* und nicht *de re* spricht: Es geht ihr darum, wie (spät-)antike Autoren in metapoetischen Aussagen über das ‚Wesen‘ der von ihnen bespielten Gattungen reflektieren. Hier hat es den Anschein, als seien literarische Gattungen prinzipiell „stabil“ (S. 105) und klar voneinander abgrenzbar (was in der Praxis natürlich nie so war). Nach einem kurzen Überblick über metapoetische Aussagen ‚klassischer‘ Autoren (S. 95–98) untersucht Kaufmann den Gattungsdiskurs in der Spätantike und analysiert zunächst – jeweils anhand lateinischer und griechischer Beispiele – metapoetische Reflexionen über Inhalt, Gattungsvorbilder und Metrum, die auf die traditionellen Gattungen Bezug nehmen (S. 98–104). Parallel zu diesem eher konservativen Zug des Gattungsdiskurses sei die spätantike Dichtung jedoch auch geprägt durch generische Innovationen sowie Tendenzen, die auf eine nachlassende Bedeutung von Gattungsdefinitionen oder -zugehörigkeiten hindeuteten: Kaufmann unterscheidet hier zwischen Werken, die generisch einzigartig („generically unique“, S. 106) seien (sie nennt unter anderem Endecheius’ *De mortibus bovm* – ein Hirtengedicht in lyrischen Strophen – und die Autobiographie des Gregor von Nazianz in iambischen Trimetern; S. 106–107), Gattungsmischungen (S. 106–111) und schließlich Gattungen, die in der Spätantike neu entstanden seien. Unter „new genres“

(S. 111) versteht sie nicht unbedingt Gattungen, die es vorher gar nicht gegeben habe, sondern solche, deren Vertreter keine explizite generische Verbindung zu ihren Vorgängern in Form von Metapoetik gezogen hätten. Hier behandelt sie zwei mögliche Beispiele, zunächst nur transitorisch das Bibelepös beziehungsweise die biblische Paraphrase und dann etwas ausführlicher den Hymnos⁶ (S. 111–113).

Eine typische Form spätantiker Poesie ist unstreitig die Centonen-Dichtung, der sich im folgenden Kapitel Brian Sowers zuwendet: (6.) „Common

- 6 Diese Einschätzung ist plausibel im Hinblick auf die von Kaufmann betrachteten Beispiele aus der christlichen Kulthymnik, die vielleicht einen so prädominanten ‚Sitz im Leben‘ gehabt haben, dass sie ohne metapoetische Selbstverortungen in einer literarischen Gattung auskommen (das Verhältnis der christlichen Hymnik zu ihren ‚paganen‘ Vorläufern in Kult und Literatur ist ohnehin schwierig zu bestimmen; vgl. dazu zum Beispiel Chr. Marksches: Die Herausbildung des christlichen Liedes im Kontext der antiken Musik- und Religionspraxis. In: Berliner Theologische Zeitschrift 28, 2011, S. 211–229, bes. S. 224–227).

Dies kann aber nicht so ohne weiteres auf stärker literarische Formen von Hymnendichtung übertragen werden, die in der Spätantike ebenso gepflegt wurden. Ein ganz anderes Bild scheint mir der hexametrische Hymnos zu bieten – überhaupt vielleicht der Hymnentypus, der mit seiner Tradition von den sogenannten homerischen Hymnen über die Hymnen des Kallimachos und die orphischen Hymnen den am stärksten konturierten Gattungsscharakter aufweist (jedenfalls in der griechischen Literatur): Hier sind für die Spätantike vor allem die Hymnen des Proklos zu nennen, die eindeutig in der genannten Tradition stehen. Bezeichnend ist, dass die vier Hymnencorpora ihre Überlieferung einem ‚Hymnenbuch‘ verdanken, in dem sie zusammengestellt waren, vielleicht sogar von Proklos selbst (so jedenfalls F. Jacoby: Der homerische Apollonhymnos. In: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse, 1933, S. 682–751, hier S. 682–683). Weiterhin ist natürlich auch der Ares-Hymnos im homerischen Hymnencorpus zu nennen (Hom. h. 8), der sicher spätantik ist und dessen Integration in das homerische Hymnencorpus belegt, dass er zumindest rezipientenseitig in der Tradition des pagan-mythologischen, hexametrischen und von den sogenannten homerischen Hymnen vorgeprägten ὕμνος verortet wurde (vgl. dazu Th. Gelzer: Bemerkungen zum Homerischen Ares-Hymnos [Hom. Hy. 8]. In: MH 44, 1987, S. 150–167, bes. S. 150–154).

Der (spätantike) lateinische Hexameterhymnos ist bislang über Einzelstudien (etwa N. Hömke: Schöpfer im Bauch. Die Darstellung des Göttlichen in Claudians Hymnos „De Salvatore“ [carm. min. 32]. In: Hermes 143, 2015, S. 208–228; M. M. Bauer: Schulübungen oder Kalenderblätter? Zur Interpretation einer Gruppe spätantiker Kulthymnen in der *Appendix Claudiana*. In: Philologus 166, 2022, S. 134–149) hinaus noch wenig erforscht; die Monographie von Giuseppe La Bua zum Hymnos in der lateinischen Literatur (G. La Bua: *L’inno nella letteratura poetica latina*. San Severo 1999 [Drion. Studi sul mondo classico 1]) ist in dieser Beziehung eher unergiebig; insofern wäre eine gattungsanalytische Studie hier vielleicht ein Desiderat.

Texts, (Un)common Aesthetics. The Greek and Latin Cento in Dialogue“ (S. 115–131). Sowers versteht unter diesen „patchwork poem[s]“ (S. 115) kein eigenes Genre, sondern eine poetische Technik (S. 115–116). Der Schwerpunkt seiner Studie liegt auf den Paratexten zu drei Centonen: zwei Vergil-Centonen, dem christlichen *Cento Probae* und dem eher unchristlichen *Cento nuptialis* des Ausonius sowie dem christlichen Homer-Cento der Eudocia.

Im letzten Kapitel des zweiten Teils (7.) beschäftigt sich Berenice Verhelst mit einem notorischen Problem der Forschung zu antiken Literaturgattungen: „A ‚Revival‘ of the ‚Epyllion‘ as a ‚Genre‘? Genre Awareness in Short Epic Narrative from Late Antiquity“ (S. 132–150). Der Begriff ‚Epyllion‘ ist ein in der Antike als solches nicht belegtes Etikett für bestimmte ‚kurze‘ hexametrische und narrative Gedichte – also ‚kleine Epen‘ –, die bestimmte, teils formale, teils inhaltliche Merkmale bald mehr, bald weniger teilen: etwa eine erotische Thematik, eine Ironisierung des Mythos oder kunstvoll ineinander verschachtelte und in komplexer Weise aufeinander bezogene Handlungsstränge. Er wird besonders für bestimmte griechische Gedichte aus der Zeit des Hellenismus (zum Beispiel die *Hecale* des Kallimachos) und lateinische aus der Neoterik (zum Beispiel Catulls *carmen* 64 oder die *Ciris*) gebraucht beziehungsweise diskutiert,⁷ doch gibt es auch in der Spätantike eine Reihe von kurzen narrativen Hexametergedichten, für die sich die Frage der Gattungszugehörigkeit stellt. Ein Problem an der Debatte um diese Texte, deren generischen Zusammenhang und dessen Denomination ist, dass sie – in maximaler Zuspitzung – zumeist in zwei unterschiedlichen, der Sache jedoch jeweils nicht dienlichen Mustern verläuft. Wer den distinkten Gattungscharakter dieser Texte ablehnt, weist gerne darauf hin, dass der Begriff Epyllion eine moderne Schöpfung sei und betont dann die Unterschiede zwischen diesen Gedichten. Wer den Begriff befürwortet, leitet anhand einer Auswahl von Texten, die der Gattung zuvor *a priori* zugeordnet wurden, ‚Kriterien‘ ab, die dann auf andere Texte (wenig überraschend) nicht oder nur bedingt zutreffen, was hinsichtlich der Beantwortung

7 Vgl. zur Genese des Begriffs und zur Kontroverse um dessen Bedeutung und Berechtigung jetzt ausführlich N. Hömke: Epic Structures in Classical and Post-classical Roman *epyllia*. In: Chr. Reitz/S. Finkmann (Hrsgg.): Structures of Epic Poetry. Bd. 1: Foundations. Berlin/Boston 2019, S. 443–486, bes. S. 446–450; G. P. Tsomis: Das hellenistische Gedicht *Megara*. Ein Kommentar. Stuttgart 2022 (Palingenesia 130), S. 21–33.

der Frage, welche Texte denn nun zu dieser Gattung gehören, zu einem hohen Maß an Willkür führt. Ein gutes Beispiel für diese Stoßrichtung mit Bezug auf die spätantike Literatur ist ein Aufsatz Severin Kisters, der die Existenz spätantiker (lateinischer) Epyllien abgestritten hat, weil seine im Wesentlichen aus Catull 64 und der *Ciris* abgeleiteten Kriterien auf kein spätantikes Kleinepos passten.⁸ Verhelst nähert sich der Sache nun ganz anders an, wobei sie implizit den Faden des vorletzten Kapitels von Helen Kaufmann aufnimmt. Sie bringt acht kurze epische Texte aus der Spätantike selbst zum Sprechen und befragt sie auf ihre generische Selbstverortung: Ausonius' *Cupido cruciatus*, Dracontius' *Orestis Tragoedia*, Reposians *De concubitu Martis et Veneris*, Triphiodors' Ἰλίου ἄλωσις, Kolluthos' Gedicht vom *Raub der Helena*, Musaios' *Hero und Leander* sowie das orphische Argonauten-Epos. Sie untersucht hierbei vergleichend nacheinander metagenerische Aussagen (S. 134–138),⁹ Musenanrufe (S. 141–146) und Einlagetechniken (S. 146–149); unter letzteren versteht sie keine ineinander verschachtelten Handlungsabläufe, sondern metapoetische ‚Bilder im Bild‘ („*mise-en-abyme*“, S. 146). Als Ergebnis ihrer Vergleiche hält sie fest (S. 150), dass die untersuchten Gedichte zwar ein hohes Maß an Gattungsbewusstsein aufwiesen, allerdings nicht dergestalt, dass die Gedichte sich direkt einer Gattung zuordnen würden, sondern eher in dem Sinne, dass die Gedichte ihren eigenen, singulären generischen Standpunkt thematisierten – entweder innerhalb oder auch in Abgrenzung beziehungsweise kreativer Auseinandersetzung zur Epik.

Part 3: The Context of Late Antiquity

Der dritte Teil ist der mit fünf Kapiteln mit Abstand längste des Bandes. Sein Fokus liegt konzeptionell auf einer synchronen Betrachtungsweise, so dass er konzeptionell das Gegengewicht zum ersten Teil bildet.

8 S. Kister: Epos-Kleinepos-Epyllion? Zu Formen und Leitbildern spätantiker Epik. In: J. Dummer/M. Vielberg (Hrsgg.): *Leitbilder aus Kunst und Literatur*. Stuttgart 2002 (Altertumswissenschaftliches Kolloquium 5), S. 31–51.

9 S. 138–141 wird ein kurzes Unterkapitel zu ‚crossmedialen‘ Aspekten eingeschaltet, das aber nur auf Ausonius' *Cupido cruciatus* eingeht; die dem Text vorangehende Widmungsepistel gibt den Text vordergründig als eine Beschreibung eines tatsächlichen Gemäldes aus, doch zeigt Verhelst sehr überzeugend, dass das Gedicht selbst so eigentlich nicht verstanden werden kann: Vielmehr sei es ein Spiel mit den Unterschieden zwischen visueller und narrativer Darstellungskunst.

Emma Greensmith eröffnet den Teil mit einer Studie zur Personifikation in der spätantiken Dichtung: (8.) „Saying the Other: The Poetics of Personification in Late Antique Epic“ (S. 153–173). Greensmith vergleicht die *Psychomachia* des Prudentius und die *Posthomerica* des Quintus von Smyrna – hier besonders die Schildbeschreibung im fünften Buch. Ein Schwerpunkt ihrer Analyse liegt auf dem selbstreflexiven Umgang mit Visualität in diesen epischen Werken.

Laura Miguélez-Cavero: (9.) „Internal Audiences in the New Testament Epics of Juvenius and Nonnus“ (S. 174–204) untersucht die Behandlung ‚textinterner Hörerschaften‘ in den Bibeleyen des Iuvenius und des Nonnos, die sie interpretativ auf den jeweils intendierten Leserkreis bezieht. Ihre stringent argumentierende Studie gliedert sich in drei Untersuchungsabschnitte, in denen sie die bildlichen Darstellungen („Images of the Audience“; S. 177–185), Reaktionen („Choral Reactions to Jesus and His Gospel“; S. 185–195) und Teilungen von Hörerschaften („Division of the Audience“; S. 195–204) jeweils im Vergleich mit der biblischen Vorlage untersucht. Dabei arbeitet sie heraus, dass beide Bibeleyen unter diesem Aspekt jeweils in einem ganz spezifischen (religions-)historischen Kontext stehen: Iuvenius setze die Akzeptanz der Lehre Jesu durch textinterne Hörerschaften mit allgemein akzeptierten moralischen Kategorien wie ‚Gerechtigkeit‘ in eins, was ein Indiz dafür sei, dass die intendierte Leserschaft des Bibeleyos weit über bereits bekehrte Christinnen und Christen hinausgehe. Die Johannesparaphrase des Nonnos habe dagegen einen polarisierenden Zug, da hier Glauben mit ‚Wissen‘ gleichgesetzt werde. Dies sei aus der spezifischen Situation des Autors im Alexandria des fünften Jahrhunderts heraus zu verstehen, als beziehungsweise wo das Christentum als dominante religiöse Gruppe bereits etabliert gewesen sei, jedoch als intellektuelles System noch im Wettstreit mit der klassischen Philosophie gestanden hätte; Miguélez-Cavero plausibilisiert dies auch mit Vergleichen zwischen der Johannesparaphrase und dem Johanneskommentar des Kyrill.

Einen ähnlichen, kontextanalytischen Vergleich für die mythologische Epik der Spätantike unternimmt im folgenden Kapitel Marcelina Gilka: (10.) „Colluthus and Dracontius. Mythical Traditions and Innovations“ (S. 205–221). Gilka vergleicht zwei Texte, die sich zeitlich und inhaltlich sehr nahe stehen: Die Ἀρπαγή Ἑλένης des Kolluthos und *De raptu Helenae* (Romulea 8) des Dracontius, zwei Kleinepen beziehungsweise Epyllien, die an der Wende vom fünften zum sechsten Jahrhundert anzusetzen sind. Das griechische

Werk sei eine eher traditionelle Bearbeitung des Mythos, die sich als „prequel“ (S. 220) zur *Ilias* in die Tradition einfüge; innovativ sei jedoch die Darstellung der Helena-Tochter Hermione, die im letzten Teil des epischen Gedichts in den Mittelpunkt rückt und in einer längeren dialogischen Partie das Verschwinden ihrer Mutter beklagt (Colluth. 328–388). Dies sei bemerkenswert, da Kinder im vorpubertären Alter in der antiken Literatur zuvor sonst eher passiv und still dargestellt würden; eine Ausnahme sei allein das Kind der Alkestis in der gleichnamigen Tragödie des Euripides,¹⁰ das nach dem Tod seiner Mutter ebenfalls eine längere Rede hält (Eur. Alc. 396–415), zu der die Hermione-Rede bei Kolluthos strukturell durchaus Ähnlichkeiten habe. Gilka erklärt die Bereitschaft zur ausführlichen psychologischen Einführung in eines junges Mädchen mit einer veränderten, positiveren Wahrnehmung von Kindern und Kindheit in der christianisierten Gesellschaft der Spätantike, was sie durch Verweise auf entsprechende Aussagen christlicher Autoritäten (Cyprian, Clemens von Alexandria, Ambrosius) illustriert; die Betonung der Tatsache, dass Helena ihre Tochter im Stich gelassen habe, könne man durchaus als spezifisch christliche Form der Mythos-Kritik auffassen (S. 206–213). Viel innovativer als das griechische Kleinepos vom Raub der Helena sei jedoch das lateinische Gegenstück des Dracontius, das Gilka als eine *Anti-Aeneis*, als ein im Kern christliches sowie mythos- und auch romkritisches Werk versteht. Wichtig seien hier vor allem explizite und implizite Bezugnahmen auf Vergil: So sei Apolls Ankündigung eines *imperium sine fine* (Drac. Romul. 8,199; in einer Trugrede, mit der Apoll die Trojaner davon abhält, Paris zu töten, was das Schicksal der Stadt besiegelt) – natürlich eine Anspielung auf Verg. Aen. 1,279 – vielleicht in der augusteischen Zeit plausibel, jedoch nicht aus der Perspektive des Dracontius und dessen intendierter Leserschaft, die – so verstehe ich Gilka – in einer ehemaligen römischen Provinz unter vandalischer Herrschaft lebt und der historische Ereignisse wie diverse Plünderungen Roms näherstehen als die Glanzzeiten des Imperiums. Die Verheißung des ewigen Imperiums sei aus dieser Perspektive eine Lüge und Apoll ein „shameless liar“ (S. 219); auch sei Paris bei Dracontius nicht nur ein Anti-Aeneas, sondern es gebe zwischen beiden

10 Auch wenn dies der Argumentation Gilkas in der Summe kaum einen Abbruch tut, geht diese Aussage vielleicht etwas zu weit; vgl. etwa zur Bedeutung kindlicher Figuren in Ovids *Metamorphosen* J. Worlitzsch: Kinder- und Jugendfiguren in Ovids *Metamorphosen*. Diss. Hamburg 2021, URL: <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/9597> (03.04.2023).

Rollen auch Strukturparallelen, die auf den vergilischen Helden zurückwirkten und diesen in einem schlechteren Licht erscheinen ließen. Insgesamt werde so die *Aeneis* als (paganes) römisches Nationalepos unterminiert und aus einer christlichen Perspektive implizit kritisiert (S. 213–219). Dieser zweite Teil von Gilkas Studie überzeugt mich – jedenfalls in der Zuspitzung – etwas weniger als der erste; die *Romulea* sind insgesamt nicht zuletzt durch ihren Titel doch eigentlich sehr explizit in der Tradition pagan-römischer Dichtung verortet.¹¹ Eine Analyse, die gewissermaßen eine ‚christliche Unterwanderung‘ eines dieser wenigstens vordergründig traditionell-mythologischen Texte nachweisen möchte, müsste insofern vielleicht das Corpus insgesamt stärker in den Blick nehmen, um zu überzeugen.

Dem Verhältnis von Text und Bild ist das vorletzte Kapitel des Bandes gewidmet; A. Sophie Schoess: (11.) „Objects of the Lusting Gaze: Viewing Women as Works of Art in Late Antique Poetry“ (S. 222–240). Schoess macht für ihre Untersuchung das aus der Filmtheorie stammende Konzept des „male gaze“ (S. 234) fruchtbar und arbeitet durch einen Vergleich entsprechender Stellen heraus, wie weibliche Figuren in der spätantiken Epik (im Gegensatz zu vergleichbaren Stellen in der klassischen Epik) durch visualisierende Beschreibungen objektifiziert und entmächtigt würden (Proserpina in Claudians *De raptu Proserpinae*, Ariadne und Semele in Nonnos’ *Dionysiaca*); zwar gebe es auch entsprechende Darstellungen männlicher Figuren, die durch einen weiblichen Blick objektifiziert würden (Paris in Kolluthos’ Ἀρπαγὴ Ἑλένης), doch führe dies letztlich nicht in demselben Maß zu einem Kontrollverlust der männlichen Figur.

Im letzten Kapitel wird gewissermaßen der Kreis zum ersten geschlossen und noch einmal die potenzielle Nachwirkung Ovids auf die spätantike Epik in den Blick genommen; Philip Hardie: (12.) „Metamorphosis and Mutability in Late Antique Epic“ (S. 241–259). Hardie geht zunächst der Frage nach, wie stark Verwandlungserzählungen bei Nonnos möglichen ovidischen Vorbildern entsprechen, und unternimmt dann einen Vergleich zu Metamorphosen in der lateinischen Biblepik.

11 Zu den Implikationen des Titels *Romulea* vgl. O. Zwierlein: Die ‚Carmina profana‘ des Dracontius. Prolegomena und kritischer Kommentar zur Editio Teubneriana. Mit einem Anhang: Dracontius und die ‚Aegritudo Perdicae‘. Berlin/Boston 2017 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 127), S. 39–42.

Während die ersten beiden Teile des Bandes eine deutliche inhaltliche Profilierung aufweisen, ist dies bei den Beiträgen im dritten Teil weniger deutlich erkennbar. Zwar wird der Aspekt des ‚spätantiken Kontexts‘ in einigen Beiträgen (insbesondere bei Miguélez-Cavero und Gilka) deutlich und gut herausgearbeitet, doch scheint die Platzierung anderer Beiträge in diese Sektion eher eine Verlegenheitslösung (so hätte man den letzten Beitrag von Hardie vielleicht eher im ersten Teil erwartet); die Qualität der Beiträge an sich wird dadurch natürlich nicht berührt.

Cauda

Die von den Herausgeberinnen eingangs als ‚Drahtseilakt‘ bezeichnete Konzeption des Bandes ist aus Sicht des Rezensenten insgesamt gelungen; dass man über Einzelheiten trefflich streiten kann, ist dem explorativen Charakter der einzelnen Untersuchungen geschuldet und somit kein Mangel. Festzustellen ist lediglich, dass trotz des an sich sehr weiten Untersuchungsfeldes (Dichtung in der Spätantike) ein sehr starker Fokus auf die Epik (im Sinne von narrativer Hexameterdichtung) gelegt wird und andere Gattungen nur selten behandelt werden. Auch hätte man vom Buchtitel vielleicht noch Kapitel zu eher ‚formal-technischen‘ Fragen wie zum Beispiel zu spätantiken Entwicklungen in der Metrik oder zu kontextuellen Themen wie Produktions- und Publikationsbedingungen spätantiker Dichtung (zum Beispiel zur Bedeutung von Anthologien) erwartet; doch wenn das Anliegen dieses Bandes, den Dialog zwischen latinistischer und gräzistischer Forschung zur spätantiken Dichtung zu intensivieren, gelingt, kann dies und vieles andere ja noch kommen.¹²

- 12 Diesem inhaltlichen Fazit entspricht ein positiver Eindruck auf formaler Ebene: Der Band und seine Kapitel sind durch Zwischenüberschriften (die man zur besseren Orientierung vielleicht ins Inhaltsverzeichnis hätte integrieren können), Querverweise, ein kombiniertes Personen- und Sachregister (S. 290–297) sowie ein Stellenregister (S. 298–302) gut erschlossen. *Corrigenda* sind mir nur ganz wenige aufgefallen und keines davon stört den Lesefluss. Dass die durchgängig in der Form Name (Jahr) zitierte Sekundärliteratur nur in einem Gesamtliteraturverzeichnis (S. 260–289) aufgeschlüsselt wird, ist im Hinblick auf den wahrscheinlichsten Rezeptionsmodus (Kopien von einzelnen Kapiteln) etwas unpraktisch. Eine elegante Lösung dieses Problems wäre es, wenn die Cambridge University Press wenigstens dieses Verzeichnis im Open Access bereitstellen könnte.

Henning Ohst, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Abt. 1: Neuere Medien/Digitale Bibliothek
Bibliotheksreferendar
ohst@hab.de

www.plekos.de

Empfohlene Zitierweise

Henning Ohst: Rezension zu: Berenice Verhelst/Tine Scheijnen (Hrsgg.): Greek and Latin Poetry of Late Antiquity. Form, Tradition, and Context. Cambridge/New York: Cambridge University Press 2022. In: Plekos 25, 2023, S. 327–339 (URL: https://www.plekos.uni-muenchen.de/2023/r-verhelst_scheijnen.pdf).

Lizenz: Creative Commons BY-NC-ND
